

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 24 (1948-1949)
Heft: 4

Artikel: Alt! Guardia Svizzera! : Erfahrungen mit Schmugglern an der Südgrenze
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069304>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

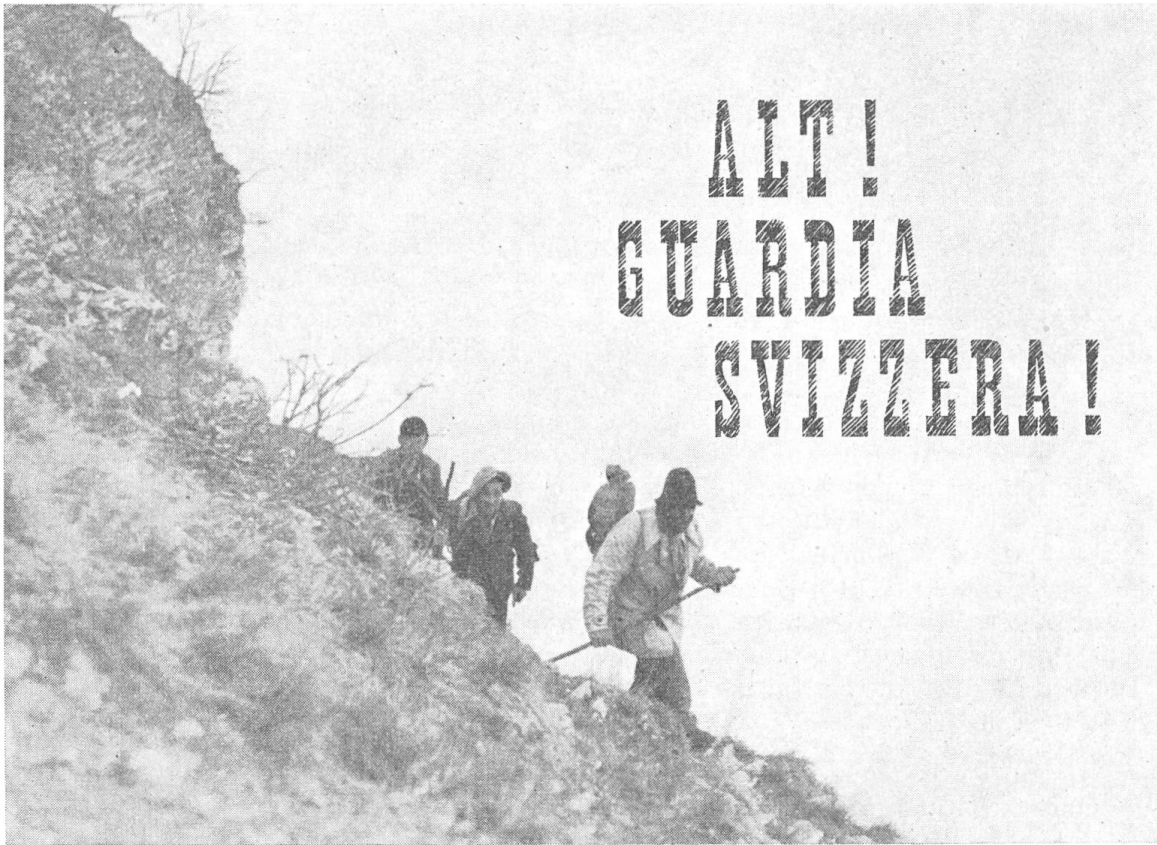
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Erfahrungen mit Schmugglern an der Südgrenze

Von einem Grenzwächter

Der Bauer, der bis jetzt mit dem Melken fortgefahren hatte, als ob ich nicht da wäre, unterbrach plötzlich seine Arbeit und wandte mir sein Gesicht zu:

« Se vuole di latte, lasciateci riso! » — wenn du Milch willst, mußt du uns Reis lassen, sagte er trocken, kehrte sich um und begann wieder am Euter zu ziehen.

So deutlich hatte bis jetzt noch niemand mit mir gesprochen. Nun war ich

endlich im Bild, warum es mir einfach nicht mehr gelingen wollte, in dem kleinen Tesiner Dorf, wo ich seit fünf Jahren als Zollwächter stationiert war, für meine Familie Milch zu kaufen.

Die Bauern wollten mich zwingen, den geschmuggelten Reis ungehindert durchzulassen.

Da ich drei kleine Kinder besaß, wandte ich mich an die lokale Behörde,

um wenigstens für die Kleinen die ihnen zustehende Milchration zu erhalten. Selbstverständlich umsonst. Der Gemeindepräsident, der Gemeindeschreiber und selbst der Chef des lokalen Kriegswirtschaftsamtes hatten nur ein maliziöses «Mi rincresce» für mich übrig. Dazu lächelten sie auf den Stockzähnen.

Meine Beschwerde beim Kanton hatte zwar schließlich Erfolg. Ein Funktionär des kantonalen Kriegswirtschaftsamtes in Bellinzona bemühte sich persönlich nach L. und schaffte Ordnung. Inzwischen waren aber Monate vergangen und mir nichts anderes übrig geblieben, als Frau und Kinder zu Verwandten im Unterland zu evakuieren.

Dieses Erlebnis zeigt recht deutlich die Hauptschwierigkeit, welcher die Zollorgane bei der Bekämpfung des Schmuggels an der Südgrenze begegnen. Sie beruht in der Zusammenarbeit eines großen Teils der Bewohner der Grenzzone mit den jenseits der Grenze wohnenden Schmugglern.

Es ist ja klar, keiner der Schmuggler, die nachts auf heimlichen Wegen ihre Lasten über die Grenze bringen, könnte mit seinem Sack Reis in die Städte im Hinterland gelangen. Er würde sofort von den Polizei- und Zollbehörden aufgegriffen. Noch weniger wäre es ihm möglich, sich persönlich mit dem Vertrieb des Schmugglergutes zu befassen. Dazu gehören Hintermänner auf Schweizer Boden. Sie stellen in den Grenz-dörfern ihre Lokalitäten für den geheimen Ablad der Ware zur Verfügung und bringen sie in den Handel. Es sind Wirte, Garagisten, Metzger, Inhaber von Spezereiläden, oft aber auch Beamte der Gemeinde oder der Bahn, die sich die Gelegenheit eines schönen Nebenverdienstes nicht entgehen lassen wollen.

Was die Sache schwierig macht, ist der Umstand, daß die Schmuggler und ihre Komplizen sich auf eine Jahrzehnte alte Tradition berufen können. Vor dem letzten und vorletzten Kriege war die Ausfuhr fast aller Waren frei. Da war es von alters her gang und gäbe, daß die italienischen

Schmuggler nachts über die Berge in die Schweizer Grenzorte kamen, sich dort tagsüber bei Sang und Klang in den kleinen Wirtschaften aufhielten und in den Läden ihre Säcke mit Tabak, Kaffee, Zucker, Tee und Zündhölzern füllten. Ganze Tessiner Täler lebten vom Absatz ihrer Waren an diese gern gesehenen Gäste. Abends zogen sie dann vollbeladen über die Berge in ihre italienischen Grenztäler wieder heim. Der Schmuggel richtete sich gegen die italienischen Grenzorgane, während zwischen diesen Schmugglern und den Schweizer Zöllnern im großen und ganzen ein gutes Einvernehmen bestand.

Das änderte sich mit einem Schlage, als im September 1939 durch Bundesratsbeschluß jegliche Ausfuhr von Ware aus der Schweiz verboten wurde. Wer jetzt Ware an die italienischen Schmuggler lieferte, war ein Hehler und machte sich strafbar. Dieses plötzliche Aufhören des «Exportes» bedeutete für viele eine Katastrophe. Zahlreiche Geschäftsleute mußten ihren Laden schließen. Jene aber, die nicht auf den Verdienst verzichten wollten, lieferten im verborgenen weiter, solange das während des Krieges noch möglich war.

Als Italien dann in den Krieg eintrat, war die Grenze beidseitig militärisch besetzt, und der Schmuggel hörte fast vollständig auf.

Erst nach dem Sturz des Duce erwachte wieder der alte Schmuggeltrieb. Die italienische Grenze war jetzt teilweise von Leuten des Maquis besetzt. Unter ihrem Schutz gelangten alte Bekannte aus den italienischen Schmugglertälern wieder in unsere Dörfer und holten sich Tabak, Kaffee, Salz und andere Mangelartikel. Ich erinnere mich noch, wie ich dazumal zwei blutjungen Burschen begegnete, die nachts mit 50 Kilo Reis auf dem Buckel den Waldweg daherkamen. Es waren die Söhne eines begüterten italienischen Bauern. Sie waren 12 Stunden mit ihrer Last marschiert, um hier Salz für ihre 25 Stück Vieh einzukaufen, denn Salz war in Oberitalien nirgends mehr aufzutreiben. Da sie aber kein Schwei-

zer Geld besaßen, brachten sie zwei Säcke Reis mit sich. Nach Gesetz und Recht mußte ich die Burschen auf den Posten nehmen und die Ware beschlagnahmen. Ich tat es nicht gern.

Anfänglich kamen alle Tage solche Einzelgänger mit Säcken voll Reis oder Salami und sagten: «Wir bringen die Ware, damit wir sie nicht den Deutschen zu fresen geben müssen.» Viele von ihnen waren in Fetzen gekleidet und erbettelten für einen Sack Reis ein Hemd oder eine Hose.

Solche Vorkommnisse erzeugten Mitgefühl bei den Grenzbewohnern, und die alte Sympathie zu den Schmugglern erwachte wieder. Gleichzeitig merkte man in der Schweiz, daß sich nicht nur mit der Ausfuhr, wie früher, sondern auch mit der Einfuhr von Schmuggelwaren Geld verdienen ließ, und mit der Zeit erlebte der Schmuggel eine wahre Wiedergeburt, allerdings in umgekehrter Richtung. Statt Geld wie früher brachten die Italiener jetzt Ware ins Land, die reißenden Absatz fand, denn sie wanderte sofort auf den Schwarzen Markt. Für die vielen kleinen Geschäftlmacher fing nach magern Jahren die fette Zeit wieder an. Banden von 50 bis 100 Mann überquerten jede Nacht die Grenzhänge, lieferten Reis und Fleischwaren ab und nahmen entweder Schweizer Geld, oder Kaffee, Tabak und Zigaretten über die Grenze.

Die Glocken der Heimat

Unter diesen Banden gab es viel Gesindel und kriminelle Elemente, meistens Neulinge auf dem Gebiet des Schmuggels. Diese Amateure erschienen in gefechtsmäßiger Formation, mit Maschinenpistolen bewaffnet und suchten den Übergang über die Grenze zu erzwingen.

In einem Dorf bei Chiasso wurde eine kleinere Bande von zwei schweizerischen Grenzwächtern überrascht, wie sie gerade einige Säcke mit Zigaretten und Tabak an

die Grenze tragen wollte. Als die Grenzwächter sie stellten, wurden sie von den Schmugglern kurzerhand niedergeschossen. Der eine mußte schwerverwundet ins Spital geführt werden, während der andere auf dem Platze verschied. Die Bande konnte entkommen.

Für solche Arbeit hat der alteingesessene, professionelle Schmuggler nur Verachtung. «Sono banditi stupidi» sagte mir ein Berufsschmuggler, als ich ihm von diesem Verbrechen erzählte. Der traditionelle Schmuggler arbeitet nicht mit Maschinengewehrgeknatter und anderem Geräusch. Seine Stärke liegt in der List und im lautlosen, geschickten Vorgehen.

Um diesen Auswüchsen zu begegnen, wurde im Oktober 1945 der Grenzschutz im Süden durch Truppen verstärkt. Die ortskundigen Berufsschmuggler fanden aber trotz der verschärften Bewachung immer noch ihren Weg.

Da so ein Grenzposten nur von zwei bis drei Mann besetzt war, kamen die Schmuggler bald auch am helllichten Tage über die Berge. Sie stellten ihre eigenen Beobachtungsposten auf und hatten ihren Spionagedienst im Dorf, so daß sie über jeden Schritt von uns unterrichtet waren. Mit ihren Leintüchern, die je nach der strategischen Lage zum Fenster hinausgehängt wurden, verständigten sich die Komplizen im Dorfe mit den Schmugglern oben auf den Bergen. Manchmal ertönten auch Schüsse als Signal für Schmugglerbanden.

Oft, wenn wir jeweils an die Grenzhänge auf Patrouille gingen, hörten wir Kirchenglocken läuten. Es war ein Zeichen für die jenseits der Grenze wartenden Schmuggler, daß die ganze Grenzwaache ausgeflogen sei. Auch die Schmugglerbanden, die bereits auf Schweizer Boden waren und sich in den Kellern oder Hinterstuben der Wirtschaften versteckt hielten, konnten jetzt ein wenig an die frische Luft.

Noch heute würden vielleicht bei jedem Aufbruch der Besatzung des Zollpostens die Kirchenglocken von L. läuten,

wenn ich nicht einmal meinen Tabakbeutel im Mannschaftsraum vergessen hätte. Als ich durch das Dorf auf unser Postenbüro zurücklief, hörte ich schon von weitem ein Geschwätz, wie es am Tessiner Bocciafest üblich ist. In einer Gartenwirtschaft saßen etwa 20 Frauen und Männer — alles unbekannte Gesichter — lustig beisammen und sonnten sich fröhlich. Sie waren letzte Nacht von den Bergen über die Grenze gekommen, hatten hier ihren Reis abgeladen und sich versteckt. Ich habe sofort meines Amtes gewaltet, die Ware beschlagnahmt, die zwölf Frauen und sieben Männer einvernommen und dabei auch den wahren Sinn des Kirchenglockengeläutes erfahren.

Es liegt auf der Hand, daß auch wir versuchen mußten, mit immer neuen Listen dem Schmuggel zu begegnen. Dies um so mehr, als aus den Zollfahndungsbüros aus der ganzen Schweiz Rapporte über ungeheure Mengen Schmuggelwaren, welche über die Südgrenze gekommen sein mußten, einliefen. Es wunderte uns jetzt auch nicht mehr, daß die Centovallibahn, die Verbindungsbahn zwischen dem schweizerischen Grenzort Camedo und Locarno, statt bisher einen einzigen Postsack, jedesmal einen bis zwei Postwagen mitführen mußte. Die Bewohner der Grenzdörfer schickten die Schmuggelwaren in Hunderten von Paketen an ihre Kunden in der ganzen Schweiz. Das Postgeheimnis verhinderte Nachforschungen.

Wir griffen zu neuen Methoden und gingen in Zivilkleidern, mit dem Dienstrevolver in der Rocktasche und mit dem typischen Schmugglersack, der « Brigolla » auf dem Rücken, auf Patrouille. Nachts stiegen wir heimlich zum Fenster hinaus und schlichen wie die Strolche möglichst unbemerkt in den nächsten Wald.

Auch wir hatten unsere Nachrichtenquellen. Was von den einheimischen Bewohnern in unsern Bergdörfern zu erfahren war, war zwar herzlich wenig. Aber die vielen Einvernahmen der erwischten Schmuggler vermittelten uns oft wichtige Angaben. Der erfahrene Bandenschmuggler

ist zwar verstockt und wortkarg. Es gab aber immer Anfänger und Frauen, welche nach den schweren Strapazen eines mühsamen Marsches von fünf bis zehn Stunden bei einer warmen Suppe mit Brot und Wurst gesprächig wurden. Oft half auch ein Päcklein Zigaretten.

Ich verhörte einmal zwei blutjunge, schwächliche Italiener. Jeder hatte einen 25 Kilo schweren Reissack auf dem Buckel gehabt. Sie waren derart erschöpft, daß dem einen die Tränen aus den schwarzen Augen quollen, als ich sie nur anredete. Sie waren von einer größern Bande vorausgeschickt worden, um auszukundschaften, ob der Weg frei sei. Ich bot ihnen zuerst einen Schluck aus meiner Feldflasche an, dann verköstigte ich sie mit unserm Proviant und ließ sie wieder laufen. Dies allerdings erst, nachdem die Burschen mir ver-raten hatten, daß heute, nachts 10 Uhr, Wollstränge und Salami am großen Grat des Mte. G. geschmuggelt werden sollten. Mit zwei Soldaten organisierte ich eine Gegenaktion. Mit dem einen Mann kletterte ich über gefährliche Wege längs eines steilen Hanges an den besagten Grenzgrat, während der andere auf halbem Wege stehen blieb und in einer geschützten Mulde wartete. Es war ein kalter Winterabend. Die Bise pfiß giftig an unsern Ohren vorbei. Wir mußten zwei Stunden am Grat liegen, bis wir endlich in der ziemlich hellen Nacht mit dem Feldstecher etwa 25 Gestalten sich langsam gegen die Grenze bewegen sahen. Wir versteckten uns in einem Felsloch und konnten dann beobachten, wie sich die vielen Schattengestalten in kleinen Gruppen an verschiedenen Punkten zögernd über den Grenzkamm bewegten und sich ungefähr 100 Meter weiter unten auf Schweizer Seite wieder sammelten. Dann marschierten sie in einer langen Kolonne langsam und still weiter. Als der letzte sich der Kolonne angeschlossen hatte, krochen wir aus unserm Versteck hervor. Plötzlich blieb die ganze Meute stehen, sammelte sich und verschwand lautlos in einem dichten Gebüsch direkt an einer Felswand. Entweder hatten die Schmuggler unsere Silhouetten irgendwo am Horizont gesehen

oder unser Kollege war inzwischen vom Tal herauf angekommen und von ihnen beachtet worden. Wir gingen nun auf die Schmuggler los, und als ich die erste Gestalt wahrnahm, schrie ich: «Halt, Schweizer Grenzwache, Hände hoch!» Gleichzeitig ertönte auch von der andern Seite der Kolonne der gleiche Ruf. Die von uns beabsichtigte Schockwirkung war da. Zuerst warfen die nächsten, nachher alle andern die Hände hoch und ließen ihre Säcke fallen.

Die Leute wurden sofort von uns abgetastet und auf Waffen hin untersucht. Die Frauen waren vom Fuß bis zum Hals mit Wollstrangen umwickelt und trugen außerdem noch einen Sack von 25 Kilo Reis auf dem Rücken. Die Kolonne von 25 Schmugglern konnte nun unter Bewachung von zwei Soldaten und eines Zollwächters ihren Marsch ins Tal fortsetzen, aber nicht, um in einem heimlichen Lager die Ware abzuliefern. Es ging vielmehr in die Zollkaserne von L. Dort wurde das Protokoll aufgenommen und die Leute, je nach der Schwere ihres Vergehens, den Polizeibehörden übergeben oder wieder freigelassen.

Unsere besten Helfer

Seit einigen Jahren arbeiten wir auf dem Grenzwachtposten mit dressierten Schäferhunden. Sie leisten uns unschätzbare Dienste. Ich saß eines schönen Abends in einer Gartenwirtschaft. Wenige Schritte von mir machte mein Flock «Sitz». Plötzlich wurde er unruhig und begann mörderisch zu bellen. Er hatte wahrscheinlich ein paar Schmuggler gewittert. Da er sich nicht beruhigen wollte, zahlte ich, ließ ihn los und hieß ihn suchen. Er verfolgte eine Spur, die zu einem Schopf führte. Dort scharrte er an der Türe. Es war mir klar, daß hier etwas nicht stimmte. Ich sah die typischen verwischten Fußspuren, welche von Schmugglerpedulis, d. h. Schmugglerfinken, herrührten. Wem gehörte dieser

Schopf? Keinem geringern als dem Gemeindepräsidenten, dem Sindaco. Die Sache war so heikel, daß ich durch einen des Weges kommenden Soldaten den Wachtmeister rufen ließ. «Das kann nicht sein», meinte dieser naive Deutschschweizer, «ein Sindaco schmuggelt doch nicht!» Ich kannte aber meinen Flock.

Der Wachtmeister holte den Sindaco. Der wollte zuerst den Schlüssel zu seinem Schopf verlegt haben. Als wir mit gewaltsamer Öffnung drohten, bequeme er sich endlich dazu, aufzuschließen. In dem Lagerraum befanden sich vier Säcke Reis und 60 Kilo Salami, die er soeben von Schmugglern erstanden hatte.

Der Hund unterscheidet auf vierhundert Meter Distanz jeden Schmuggler von einem andern Menschen. Das wird wohl daher kommen, daß alle Lastenschmuggler einen penetranten Schweißgeruch ausströmen, was nicht verwunderlich ist, sind sie doch oft tagelang mit ihren schweren Lasten auf dem Buckel unterwegs und müssen Höhendifferenzen von 1000 und 2000 Metern überwinden. Nachts liegen sie meistens in Ställen. Wenn so eine Schmugglerbande in einen Schopf oder in die Zollkaserne eingeliefert wird, ist der Geruch, den sie verbreiten, manchmal fast unausstehlich.

Allen auf dem Schmugglerweg hereinkommenden und für den Schwarzen Markt bestimmten Reissäcken haftet dieser scharfe Schweißgeruch an. Ich habe schon Reissäcke gesehen, die vom Rücken der Schmuggler oder Schmugglerinnen her auf Handbreite von Schweiß durchtränkt waren. Guten Appetit!

Dem Angriff eines Hundes auf dem Gelände sind die wenigsten Schmuggler gewachsen. Sie fürchten den Hund mehr als eine Gewehrkegel. Er stellt den Schmuggler, und wenn er nicht stillsteht, reißt er ihm den Ärmel des Rockes herunter oder beißt ihn in die Waden. Meistens fällt der Schmuggler schon um, wenn ihn der Hund nur anspringt. Ich traf einmal in Begleitung meines Flock an einem Waldrand plötzlich eine Bande von zwölf schwerbela-

denen Schmugglern an. Der Ruf «Hände hoch!» und der Ansprung meines Hundes war das Werk eines Augenblickes. Einige der Schmuggler wollten kehrtmachen und davonspringen. Der Hund warf sie auf den Boden, und liegend streckten sie ihre Hände hoch.

Nur ein einziges Mal erlebte ich es, daß ein Schmuggler sich eines allerdings noch jüngern Hundes erwehren und ihm entkommen konnte. Das war an einem Engpaß, nicht weit von der Landesgrenze. Als der Hund den gegen die Grenze rennenden Schmuggler am Ärmel packen wollte, riß dieser einen Zipfel seines Hemdärmels ab und warf ihn dem Hund hin. Der Hund nahm den Fetzen in die Schnauze und brachte ihn seinem Herrn; der Schmuggler aber konnte inzwischen über die Grenze entkommen. Der junge Hund war noch nicht richtig dressiert.

Der Grenzwächter hat ein geübtes Auge im Erkennen von Fußspuren aller Art. Im Winter ist es einfach; der Schnee zeigt untrüglich die Spuren jeden Schrittes. Ebenso einfach ist es bei nassem Wetter. Ist der Boden trocken, so zeigen am frühen Morgen zerrissene Spinnweben oder Tritte im Tau die Spuren der Schmugglerkarawanen. Wird Reis geschmuggelt, so liegen oft stundenweit frische Reiskörner am Boden. An bestimmten Stellen legen wir am Vorabend lange Zweiglein oder Gräser über den Weg; wenn sie am Morgen zertritten sind, so ist das ein Zeichen, daß Schmuggler passierten. Auf solche Spuren wird der Hund geführt.

Unsere Hunde sind den Schmugglern natürlich ein Dorn im Auge. Bis jetzt sind mir schon drei Hunde vergiftet worden. Zwei lagen am Morgen tot im Hundshaus und der dritte war mit mir auf Patrouille, als ich merkte, daß er nicht mehr mitkommen wollte. Wie ich mich umkehrte, um ihn zu rufen, lag er schon auf dem Rücken. Sie hatten eine mit Blausäure vergiftete Wurst auf den Weg gelegt. Sonst geben sie einem Hund gern einen mit Fleischsaft getränkten Schwamm zu fressen. Der

Schwamm dehnt sich dann im Innern des Hundes aus und sprengt ihm den Magen.

Handelsusancen

Berufsschmuggler marschieren nie allein, sondern immer in Gruppen von sieben bis zehn Mann, in der letzten Zeit sogar bis 50 Mann, über die Berge. Die Banden organisieren sich im Grenztal auf der andern Seite oder manchmal sogar schon weiter weg in Mailand, Novarra oder Varese. Das sind so Zentren, wo der Handel mit Schmugglerwaren wie ein anderes Geschäft von angesehenen Kaufleuten betrieben wird. Diese wenden sich mit der Ware, die über die Grenze soll, an einen Capo (= Chef), welcher den Auftrag übernimmt, die Ware mit seinen Leuten hinüber zu bringen gegen einen fixen Lohn, der aber nur im Falle des Gelingens ausbezahlt wird. Er zahlt jedem Schmuggler zweitausend oder dreitausend, heute wegen der Geldentwertung sogar viertausend Lire pro Grenzübergang. Der Schmuggler wird nur ausbezahlt, wenn die Ware gegen Quittung am Bestimmungsort abgeliefert ist. Hat der Schmuggler Pech, d. h. wird er gefaßt oder wird die Ware beschlagnahmt, so wird ihm bei der Rückkehr kein Cent ausbezahlt. Ein Capo ist aber auch schon auf die Idee gekommen, die Ware in der Schweiz zu verkaufen und seiner Firma zu erzählen, seine Bande habe die Säcke wegwerfen und flüchten müssen. Dann schicken die italienischen Firmen hie und da einen Advokaten aus Bellinzona oder Lugano auf das Zollamt, um zu erfahren, ob die Angaben des Capo stimmen.

Geschmuggelt wird das ganze Jahr. Doch haben wir festgestellt, daß die eigentliche Saison dann beginnt, wenn die Landarbeiten der Bergbauern beendet sind, also im späten Herbst. Die Bergbauern haben dann nichts zu versäumen und können es sich auch leisten, einmal auf der «Geschäftsreise» mehrere Wochen fort zu bleiben, dann nämlich, wenn sie wegen eines Zollvergehens einen Arrest abzusitzen haben. Ende April flaut dann die Saison wieder ab.

Auch variieren die Warengattungen, die über die Grenze geschmuggelt werden, manchmal in ganz auffallender Weise. Wochenlang kam z. B. nichts als Reis ins Land. Dann gibt es wieder Monate, in denen Salami vorwiegen. Es gibt auch eigentliche Schnaps- oder Seidenfoulardswochen. Meistens bekommen wir rechtzeitig Meldung von unserem Fahndungsdienst, wenn die Warengattung wechselt. In neuester Zeit sind z. B. Maschinenbestandteile und Hutstumpen Mode.

Der Ansturm der Schmuggler auf unsere Südgrenze, der im Jahre 1946 seinen Höhepunkt erreicht hatte, ist seither langsam verebbt. Die vielen italienischen Arbeiter, die zum Teil aus Verzweiflung (weil sie als Mitglieder der Widerstandsbewegung keine Arbeit fanden) das Schmugglerhandwerk ergriffen hatten, haben inzwischen Arbeit gefunden. Auch sind die Preise in Italien stark gestiegen und außerdem ist in der Schweiz Reis wieder im freien Handel unbeschränkt erhältlich. Was heute illegal über die Grenze geht, sind hauptsächlich noch Waren, für deren Export oder Import es besondere Bewilligungen braucht. Die Geschäftsleute glauben besser zu fahren, wenn sie den riskanten Weg des Schmuggels beschreiten, als die Clearing- und Ein- und Ausfuhrbestimmungen zu erfüllen.

Ein Höhepunkt

Der schönste Fang, der mir je geglückt ist, war die Gefangennahme einer Schmugglerbande von 98 Mann auf 2100 Meter Höhe. Das war in einer kalten Dezembernacht, kurz nach Weihnachten. Am Tage zuvor war auf allen Posten die militärische Besatzung abgelöst worden. Die Schmuggler und ihre Helfershelfer hatten geglaubt, daß in dieser Nacht, wie es bei jeder Wachtablösung jeweils der Fall war, die Grenzer nicht auf Patrouille gehen würden, weil sie mit internen Angelegenheiten beschäftigt waren. Diesmal gingen sie aber auf den Leim. Die Wachtmannschaft war schon einmal auf diesem Posten gewesen und mußte nicht erst in ihre Arbeit eingeführt werden.

So konnte ich schon mittags mit einem Kollegen zum Aufstieg auf den Grenz Gipfel Monte G., einer Pyramide von 2500 m, starten. Wir gingen diesmal in Zivil, mit breiten Breecheshosen und der Brigolla (Schmugglersack) auf dem Rücken. Den Dienstrevolver trugen wir in der Rocktasche. Oben lag der Schnee mehr als einen Meter hoch. Es waren aber von den Schmugglerkarawanen der Vortage bereits Pisten getreten. Auf beiden Seiten des Gipfels zieht sich ein kilometerlanger Felsgrat mit vereisten Hängen hin. Dieser konnte nur an einer einzigen Stelle überschritten werden. Nach dreieinhalb Stunden erreichten wir die Höhe des Grates. Es fing bereits an einzunachten.

Um nicht beobachtet zu werden, hatten wir Leintücher über unsere Köpfe geworfen und stellten uns nun etwas abseits der Piste, unterhalb des Grates, in den Schnee, so daß wir die Übergangsstelle gut beobachten konnten. Die Nacht war kaum hereingebrochen, als drei Schmuggler über den Grat hereinkamen und nicht weit von uns der Piste entlang schweizerseits ins Tal wanderten. Wir ließen sie springen; denn es waren nur die Vorposten. Nach einer halben Stunde kamen sie zurück und überschritten wieder den Grat, ohne uns bemerkt zu haben. Aufregend waren die Minuten, als sich dann bald auf dem Grat in etwa 100 Metern Entfernung die lange Reihe der Silhouetten von rund 50 schwerbeladenen Schmugglern am Horizont abzeichnete. Die Spannung erreichte ihren Höhepunkt, als die Schattenkarawane nur wenige Meter an uns lautlos vorbeizog. Wären wir jetzt aus unserm Versteck hervorgekrochen, so hätte sich die Bande geteilt und ein Teil davon hätte über die Grenze entweichen können. Also harreten wir aus, bis die ganze Bande vorbei war. Erst jetzt nahmen wir unsere Leintücher herunter und folgten dem letzten Schmuggler, als ob wir zu der Karawane gehörten. Langsam drängte ich mich in die Kolonne hinein, welche sich auf der schmalen Piste (links waren Felsen, rechts metertiefer Schnee) talwärts bewegte. Mein Kollege blieb am Schwanz der Gruppe, während

Ideale Ehrenjungfern



Das macht dem großen Berner Maler kein Bundespräsident nach, auch wenn er im Laufe seiner Amtstätigkeit von 1000 Ehrenjungfern empfangen würde. Cuno Amiet stellt nämlich diese selbst; es sind Töchter seiner Muse. Kein Wunder, daß sie die innere Beziehung zum Gefeierten haben, deren Mangel in so vielen Fällen von den Ehrenjungfern auch hinter den größten Blumensträußen rührend peinlich zum Vorschein kommt.

Das Bild zeigt Cuno Amiet bei seiner Rede anlässlich der Vernissage seiner Ausstellung zum 80. Geburtstag, 22. Februar 1948. Im Hintergrund seine «Richesse du soir» aus dem Solothurner Kunstmuseum.
(Aus der «Schweizer Kunst», Photo Kurt Blum.)

ich, so schnell es mir möglich war, an jedem einzelnen vorbeidrängte, indem ich Mann für Mann ein «Permesso» in die Ohren flüsterte. Dem vordersten Schmuggler, einer langen, hageren, bärtigen Gestalt, hielt ich ohne Umstände den Revolver und die Taschenlampe unter die Nase und schmetterte ihm das «Alt, Guardia Svizera, Hände hoch!» entgegen.

Die Überrumpelung war vollständig. Die vordersten blieben stehen und hielten die Hände hoch, während die Hintern nach rückwärts drängten und versuchten, zu entkommen. Aber am Schwanz der Kolonne stand mein Kollege, hatte auch schon Halt gerufen und drängte die Leute nach vorwärts. So trieben wir sie zusammen und führten sie dann in einem 2 ½stündigen Marsch auf den nächsten Grenzposten, wo wir abends gegen 10 Uhr eintrafen. Die neue militärische Besatzung versah dort bereits ihren Dienst. Die Schmuggler fanden in einem leeren Stall Unterkunft. Erst jetzt erfuhren sie, daß sie von nur zwei Grenzwächtern überrascht und zu Tale geführt worden waren. Da wir als Schmuggler getarnt waren, wußte während des ganzen Abstieges keiner, wie viele Grenzwächter eigentlich mitgekommen waren, sonst hätte es vielleicht einigen Widerstand abgesetzt. Die Weiber taten fürchterlich, tobten und hielten ihren Männern Feigheit und Dummheit vor.

Wenn nicht mein Kollege während des Abstieges im Gespräch mit einer Schmugglerin, die ihn für ihresgleichen hielt, vernommen hätte, daß um Mitternacht eine zweite Schmugglerkolonne über den Berg kommen müsse, hätten wir für heute genug gehabt. So machten wir uns nach einem kurzen Imbiß und nachdem wir unsere Füße gewärmt hatten, noch einmal auf den Weg. Um 1 Uhr nachts, als wir bereits eine Stunde in eisiger Kälte unter unsern Leintüchern gestanden hatten, kam die zweite, ebenso große Karawane und konnte auf die gleiche Weise wie die erste überrascht und zu Tal geführt werden.

Eskortiert von 15 Soldaten, marschierten am nächsten Morgen 98 Schmuggler

mit 2750 Kilo Reis auf ihrem Rücken im Zollamt ein.

Fair Play

Man sieht, der Beruf eines Grenzwächters erfordert Kaltblütigkeit und Mut. Wenn ich ehrlich sein will, muß ich aber zugeben, daß unsere Tätigkeit trotz allem weniger gefährlich ist, als es dem Laien scheint. Das kommt daher, weil der alt eingesessene Schmuggler (und das sind die Leute, denen wir in überwiegender Mehrzahl begegnen) gutmütig und harmlos ist. Wir kennen ja den armen Bergbauern aus unsern Alpentalern. Der gleiche Typus bewohnt auch die Bergtäler in den italienischen Alpen. Diese bescheidenen, anspruchslosen, zähen Männer und Frauen nehmen Opfer, Entbehrungen und Strapazen auf sich, die immer wieder unsere Achtung und Bewunderung hervorrufen. Oder ist es nicht allernäher, wie Männer und Frauen in der Nacht, mit einer Last von 25—40 Kilo auf dem Buckel, in leisen Stoffhosen, auf unwegsamem Gelände fünf bis zehn Stunden daherziehen, um ein paar tausend Lire zu verdienen?

Nein, diese Menschen sind nicht böseartig. Wenn sie einmal von den Grenzorganen aufgegriffen sind, fügen sie sich mit stumpfem Fatalismus in das Unvermeidliche. Sie tragen keine Waffen bei sich; ihre einzige Waffe ist ihre Fähigkeit, wenn sie Gefahr wittern, blitzschnell ihre Rucksäcke abzustreifen und wie aufgeschreckte Vögel nach allen Richtungen zu flüchten. Ich habe auf den Grenzkämmen schon Schmuggler beobachtet, die sich, als sie überrascht wurden, kopfüber in das Couloir hinunterstürzten und wie ein Ball, mit eingezogenem Kopf und Beinen, 100 m tief kugelten, um dann wieder aufzustehen und weiter zu hinken, oder, was auch schon vorgekommen ist, mit gebrochenen Knochen liegen zu bleiben.

Auch ich bin einmal im Übereifer, als ich zwei Schmuggler verfolgte, nicht kopfüber, sondern mit den Füßen voraus in ein

Couloir hinuntergerutscht. Dabei verstauchte ich mir jämmerlich mein linkes Bein und konnte mich nur mühsam an einen Wegrand schleppen. Als ich mit meinem geschwollenen Fuß am Bord saß, kamen nach einer Stunde plötzlich die beiden Schmuggler des Weges, für deren Verfolgung ich mich so ereifert hatte. «Halt!» rief ich sitzend und zückte meine Waffe. Da ich weder stehen noch gehen konnte, mußten die beiden sich zu mir bemühen, und jetzt zeigte sich eine geradezu biblische Gutartigkeit dieser Kerle. Keinem wäre es eingefallen, meine Wehrlosigkeit auszunützen, mir die Waffe zu entringen und zu flüchten. Nein, sie zögerten keinen Augenblick, mich aufzunehmen und anderthalb Stunden weit, zwischen ihren Schultern, zum nächsten Posten zu tragen, wo sie das Strafprotokoll (allerdings mit mildernden Klauseln) über sich ergehen lassen mußten.

Schüsse in der Nacht

Natürlich gibt es auch viele schwarze Schafe unter den Schmugglern.

Im C...ital passierte es z. B. einmal einem Grenzwächter, der eine Gruppe von acht Mann friedlich zu Tal führte, daß einer von ihnen zu ihm hintrat und ihn um Feuer bat. In dem Augenblick, als der Grenzwächter das Streichholz mit beiden Händen entzündete, verabfolgte ihm der Schmuggler einen Kinnhaken, und alle acht fielen über ihn her und fesselten ihn, um ihn dann am Wegrand liegen zu lassen. Die Schmuggler konnten entkommen, während der Grenzwächter erst nachts, als er nicht auf seinen Posten zurückkam, von seinen Kameraden aufgefunden wurde.

Auf solche Möglichkeiten muß der Grenzwächter immer gefaßt sein. Nicht umsonst hat uns die Zollverwaltung vor zwei Jahren Maschinenpistolen in die Hand gegeben, während wir vorher mit dem Karabiner oder dem Revolver auf die Tour gingen. Wir haben aber die Weisung, bei jeder Situation so ruhig Blut zu bewahren,

daß jeder Schuß auch verantwortet werden kann.

Die meisten Schüsse fallen bei Flucht in der Nacht. Ich habe schon mehrere Schüsse abgeben müssen. Mit Wissen ist es mir nur ein einziges Mal passiert, daß ich einen Schmuggler so anschoß, daß er nicht mehr weiter marschieren konnte. Das war gerade an dem Tage, als vom Kommando die Meldung kam, daß bei Chiasso zwei Grenzwächter mit der Maschinenpistole niedergeschossen worden seien. Wir bekamen Befehl, mehr als sonst auf der Hut zu sein. Mit einem Karabiner bewaffnet, war ich an jenem Abend mit einem Kameraden im Wald auf Patrouille. Da sahen wir auf 20 m Distanz eine Taschenlampe aufblitzen. Wir riefen «Halt!» und schon sprangen wie immer die Schmuggler nach allen Seiten davon. Ich ließ einen Schuß los, dem Boden nach. Da rollte einer den Berg hinunter und blieb an einem Baumstumpf liegen. Ich lief zu dem Getroffenen und ließ die andern springen. Er hatte eine Schußwunde im Oberschenkel und stöhnte herzzerbrechend. Nachdem ich ihm die Wunde mit meiner Taschenapotheke behandelt hatte, nahm ich ihn auf den Rücken und schleppte ihn zweieinhalb Stunden weit ins Dorf hinunter. Ich muß aber gestehen, diese Begebenheit hat mich mehr deprimiert, als ich es selbst von mir geglaubt hätte. Es kam mir da die Frage zum Bewußtsein, ob es sich wirklich rechtfertigt, wegen eines Sackes Reis einem Menschen eine Kugel nachzujagen.

Aber wenn ich über solche Dinge zu spintisieren beginne, so führt das zu Problemen, die ich hier nicht behandeln kann. Jedenfalls steht fest, daß wir Grenzwächter, wie das Wort schon sagt, hier an der Landesgrenze stehen, um den Zustrom von Menschen und Waren in unser Schweizerhaus zu überwachen. Und wer, statt durch die Türe zu kommen, wie es sich gehört, in Nacht und Dunkelheit durchs Fenster schleicht, darf sich nicht wundern, wenn er nicht mit Glacéhandschuhen empfangen wird.